



Sendung vom 19.10.2005, 20.15 Uhr

Dr. Georg Sperber
Forstwissenschaftler
im Gespräch mit Dr. Dieter Lehner

- Lehner:** Willkommen bei alpha-forum, verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer. Unser Gast ist heute Dr. Georg Sperber. Ich begrüße Sie ganz herzlich, Herr Sperber.
- Sperber:** Grüß Gott.
- Lehner:** Sie sind der "Förster vom Steigerwald", aber das bezeichnet natürlich nur unzureichend, was Sie in Ihrem Leben geleistet haben. Sie sind Forstwissenschaftler, Sie waren bei der Gründung des Nationalparks Bayerischer Wald sehr maßgeblich mit beteiligt, Sie haben über ein Vierteljahrhundert das Forstamt in Ebrach im Steigerwald geleitet und gelten als einer der arriviertesten Forstexperten in Deutschland. Herr Dr. Sperber, Sie sind von Ihren Feinden und Freunden wiederholt beschrieben worden. Eines der Etikette, das Ihnen umgehängt wurde, lautet "Waldbaumeister", was natürlich positiv gemeint ist. Es gibt aber auch negative Etikette wie z. B. "Geisterfahrer auf der staatlichen Forstautobahn" oder, noch negativer, "der Ökospinner". Welches dieser Attribute passt denn am besten zu Ihnen?
- Sperber:** Tja, man kann ja nichts für die Papperl, die einem aufgeklebt werden. Jede dieser Bezeichnungen hat wahrscheinlich einen Aspekt, der die Realität doch ein wenig trifft. Ich würde natürlich gerne der "Waldbaumeister" sein: Ich habe meine Berufsarbeit immer weniger wissenschaftlich-akademisch verstanden, als vielmehr als ein Handwerk, freilich als ein Kunsthandwerk; so habe ich das für mich in Anspruch genommen. Ich wollte also mit Wäldern immer so umgehen, dass man einerseits die Waldnatur nicht allzu sehr beschädigt und dass andererseits die ökonomischen Anforderungen, die der Mensch an den Wald richtet, erfüllt werden können.
- Lehner:** Wie sind Sie denn auf das Faszinosum "Wald" gekommen bzw. diesem verfallen? Ihre Kindheit und Jugend ist ja geprägt von der Kriegs- und Nachkriegszeit. Sie sind in Franken, genauer gesagt in Mittelfranken aufgewachsen und haben sich selbst auch schon mal als "der Indianer vom Knoblauchsland" bezeichnet, aus dem dann später, also in der fortgeschrittenen Jugend, ein Waldläufer wurde. Diese Beziehung zum Wald war Ihnen also scheinbar schon früh in die Wiege gelegt.
- Sperber:** Ich bin in der Tat im Knoblauchsland aufgewachsen. Das ist ja eine bäuerliche Kulturlandschaft und dahinter lag bzw. liegt der riesige Reichswald. Die Sperbers waren die letzte Bauernfamilie, die mitten im Reichswald gelebt hatte und von dort erst am 1. Januar 1900 mehr oder weniger ausgesiedelt worden ist. Mein Großvater und mein Großonkel sind dort jedoch noch aufgewachsen. Sie haben mich immer wieder mit dorthin genommen und mir gezeigt, wo sie als Kinder die Rotkehlchen gefangen haben und die Feuersalamander gesehen haben. Das hat bei mir schon sehr früh dieses Bild vom Wald geprägt. Ich war angeblich schon seit

meinem fünften Lebensjahr finster entschlossen, Förster zu werden. Es kam noch hinzu, dass der Großvater nicht nur Dorfschmied war, sondern auch eine Wagnerei hatte und er mich immer wieder mitgenommen hat zum Holz aussuchen im Wald. Auch dadurch habe ich natürlich eine Beziehung zu Bäumen, zu den unterschiedlichen Arten von Bäumen und Hölzern gewonnen.

Lehner: Wenn es nach Ihren Eltern gegangen wäre, dann hätten Sie jedoch eher Schmied oder Pfarrer werden sollen.

Sperber: Ja, ich sollte natürlich zunächst einmal Schmied werden als der Älteste von den drei Schmiedbuben. Aber dazu war ich offenbar von der Konstitution und auch von meiner seelischen Belastbarkeit her nicht geeignet. Ich habe jedoch tatsächlich ein Jahr lang als Schmied gelernt: Das war unmittelbar nach dem Krieg, als es ein Jahr lang keine Schule gegeben hat. Mein Großvater meinte dann aber nach einem Jahr, es wäre doch gescheiter, ich würde Pfarrer werden.

Lehner: Man sagt ja im Ausland den Deutschen oft nach, dass sie besonders emotional, ja sogar sentimental am Wald hängen würden. Worauf ist das denn zurückzuführen? Sind das Relikte aus der Germanenzeit? Sind das Relikte aus der Romantik?

Sperber: Ich würde schon sagen, dass sich die Kultur in Mitteleuropa eigentlich im Wald entwickelt hat: Wir kommen aus dem Wald! In der Auseinandersetzung mit dem Wald ist das entstanden, was wir heute als unsere Kultur empfinden. Dass das ausgerechnet bei den Deutschen so ausgeprägt ist, hat sicherlich seine Wurzeln. Der Wald war eben auch die Zuflucht vor den Römern und im Wald haben wir damals die Römer besiegt. Es gibt ja auch eine ganz neue Deutungsweise in Bezug auf den Wald: Diese Wiederaufforstung der weitgehend zerstörten Wälder nach 1800 sei eben auch ein Versuch der Deutschen gewesen, wieder so viel Wald in Deutschland zu etablieren, damit sich die "Welschen", also die Franzosen, denen wir damals unterlegen waren, darin verlaufen würden. Diese Hypothese stammt nicht von mir, aber sie wird momentan tatsächlich so von Professor Küster verbreitet.

Lehner: Der Wald ist hier also als Refugium, als Zufluchtsort, als Schutz gemeint. Sie haben fast Ihr ganzes Leben im Wald verbracht. Was ist denn für Sie ganz persönlich das Faszinierende an diesem Mysterium "Wald"?

Sperber: Je länger ich im Wald lebe, um so mehr zieht es mich nun in die Wälder ohne Förster. Ich bin jetzt seit gut sieben Jahren außer Dienst und habe seitdem natürlich auch die Möglichkeit genutzt, im Ausland Urwälder aufzusuchen. Ich habe dabei vieles ganz neu überdenken müssen. Unsere Zunft, die deutsche Forstwissenschaft, hat sich ja nicht im Wald entwickelt, sondern eigentlich auf den um 1800 herum weitgehend entwaldeten Blößen: Die wieder aufzuforsten, das war die Herausforderung an das damalige deutsche Forstwesen. Es ging darum, dort wieder Holz zu produzieren. Dass das damals überwiegend nur mit Fichte und Kiefer gelungen ist, hatte seine guten technischen Gründe. Aber den Wald so richtig verstanden haben wir Forstleute erst sehr, sehr spät. Nehmen wir als Beispiel den Begriff "Urwald": Er taucht in forstlichen Lexikas noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts gar nicht auf – und das, obwohl er in Konversationslexika damals bereits seit 50 Jahren abgehandelt worden ist. Erst in den letzten 20, 30 Jahren wendet sich auch bei uns die Wissenschaft vermehrt der Naturwald- und der Urwaldforschung zu. Für mich als alten Forstmann ist es faszinierend mitzuerleben, was man ständig Neues entdeckt. Erst vor kurzem habe ich wieder an einem zweiwöchigen Workshop teilgenommen, in dem Ergebnisse der Naturwaldforschung aus dem Steigerwald von Experten vorgestellt wurden. Das war faszinierend und erbrachte für mich wirklich überraschende Ergebnisse.

- Lehner:** Sie haben einen berühmten Spruch geprägt: "Der Wald ist mehr als die Summe seiner Bäume." Was sind denn die Besonderheiten dieses komplexen Ökosystems?
- Sperber:** Die Kritik an dem, was die Forstwirtschaft im 19. Jahrhundert an neuen Wäldern geschaffen hat – das wurde ja auch schon sehr oft als "neuer Wald" bezeichnet oder als "Forst" –, ist ja sehr alt. Sie kam einerseits von forstlicher Seite. Das war zunächst einmal dieser Professor Karl Gayer, dem man hier in München auch ein Denkmal gesetzt und der hier als Waldbauprofessor gewirkt hat. Er sagte: "Das, was die Forstwissenschaft bzw. -wirtschaft im 19. Jahrhundert geschaffen hat, sieht aus wie Wald, ist aber keiner!" Und der Pionier des europäischen Naturschutzes Hugo Conwentz hat bereits 1904 formuliert, dass das, was dort draußen überall entsteht, eben kein Wald mehr sei. Das würde zwar noch Elemente des Waldes enthalten, wäre jedoch vor allem eine künstliche Einrichtung großen Stils, schreibt er.
- Lehner:** Worauf kommt es an, damit das Zusammenwirken in den Wäldern von Pflanzen und Tieren funktioniert?
- Sperber:** Das ist ein höchst komplexes Zusammenspiel. Das ist so komplex, dass wir das bisher nicht durchschauen. Wir fädeln das mittlerweile immerhin immer weiter auf. Früher haben wir das alles sehr linear gesehen. Allerdings hatten wir als Forstzunft auch eine recht schlichte Einstellung demgegenüber: Wir meinten, wenn wir den Wald nach unseren Vorstellungen ordnungsgemäß bewirtschaften, dann würden sich sozusagen im Kielwasser dieser ordnungsgemäßen Forstwirtschaft alle anderen Aufgaben, also die überwirtschaftlichen Aufgaben wie z. B. die Wohlfahrtswirkung oder der Pflanzen- und Tierschutz ganz selbstverständlich mit erledigen. Heute wissen wir aufgrund der Naturwaldforschung, dass dem nicht so ist.
- Lehner:** Wie kam es eigentlich dazu, dass der Wald als "Holzfabrik" gesehen und genutzt wurde? Wie ist das historisch zu erklären?
- Sperber:** Das hatte natürlich gute Gründe. Ende des 18. Jahrhunderts drohte bei uns eine Holznot auszubrechen. Das 18. Jahrhundert war ja das "hölzerne Zeitalter": Holz war nicht nur der Energieträger, sondern Holz war der Konstruktionsstoff, der Baustoff, der Werkstoff. In meiner engeren Heimat war es so, dass der Reichswald komplett herabgewirtschaftet war. Dort gab es Heide- und Weideflächen, Wacholderbüsche und ab und zu eine alte Eiche, von der man die Eicheln zum Füttern für die Schweine nutzte. Die ganze Gegend war also weitgehend entwaldet. Es gab keine alten Wälder, keine alten Hölzer mehr. Erst als die Eisenbahn ausgebaut wurde, man dadurch an die Steinkohle herankam und infolgedessen nicht mehr vom Holz als einziger Energiequelle abhängig war, konnte man auch in großem Stil aufforsten: Erst dann war man von der unmittelbaren Nutzung der vorhandenen Wälder weniger abhängig. Es ist schon bezeichnend, dass diese Langfristigkeit des Denkens erst in dem Moment einsetzte, in dem wir eigentlich ziemlich am Ende waren mit der Forstwirtschaft. Allerdings, und das muss man eben auch sagen, gab es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch durchaus noch einen Urwald bei uns: Das war dort, wo dann im 20. Jahrhundert bei uns der erste Nationalpark gegründet worden ist, nämlich im Bayerischen Wald. Der innere Bayerische Wald, der Böhmerwald, war damals noch weithin in einem jungfräulichen Urwald-Zustand: mit Bär, Wolf und Luchs.
- Lehner:** Darauf werden wir gleich noch zu sprechen kommen. Ein Amerikaner, nämlich Aldo Leopold, der als Begründer der Wildbiologie gilt, hat damals Deutschland besucht und war erschrocken über diese Koniferen-Kunstforste und hat das als "the german problem" bezeichnet. Welche Auswirkungen hatte dies?
- Sperber:** Aldo Leopold war deutschstämmig und hatte Forstwissenschaft studiert.

Danach hat er in den USA das erste Institut für Wildbiologie gegründet. Er war eigentlich sehr neugierig darauf, auch einmal das Land seiner Vorfahren kennen zu lernen. Damals gab es in Deutschland eine "Dauerwald-Bewegung" und es gab ein neues Reichsnaturschutzgesetz, ein neues Reichsjagdgesetz. Das waren alles Dinge, die damals eine große Bedeutung hatten. Er war dann aber bei seinem Besuch in Deutschland bitter enttäuscht und hat in einigen Aufsätzen die Ergebnisse seiner Reise durch Deutschland niedergelegt: Das war die sachkundigste und gnadenloseste Abrechnung mit unserem deutschen Forst- und Jagdwesen und dem herkömmlichen Naturschutz, die es überhaupt je gegeben hat. Leider ist diese Abrechnung bei uns erst viel zu spät bekannt geworden. Er hat nämlich die Dinge genau auf den Punkt gebracht.

Lehner: Sie sind ja auch Buchautor. Ihr neuestes Buch trägt den Titel "Urwälder Deutschlands", ein Buch mit phantastischen Fotografien und vielen wissenschaftlichen Beschreibungen, die jedoch sehr verständlich gehalten sind. Was ist denn Ihr Lieblings-Urwald? Ich nehme an, das ist der Nationalpark Bayerischer Wald.

Sperber: Ja, denn dort haben der Kollege Bibelriether und ich in den Anfangsjahren einiges Herzblut vergossen. Dort ist ja auch exemplarisch die Auseinandersetzung darüber gelaufen, ob man bei uns überhaupt noch so etwas wie Urwälder für morgen schaffen kann. Ausschlaggebend war damals aber auch die sehr starke politische Unterstützung von Dr. Hans Eisenmann, dem bayerischen Forstminister, und von Rudolf Hanauer, dem Landtagspräsidenten, der dem Wald sehr zugewandt war: Mit ihrer Unterstützung wurden damals diese Dinge auf einen guten Weg gebracht, sodass wir unsere für viele abwegig klingenden Vorstellungen dann doch realisieren konnten.

Lehner: Sie haben soeben Dr. Hans Bibelriether erwähnt, der ja auch über ein Vierteljahrhundert Leiter des Nationalparks Bayerischer Wald gewesen ist. Sie waren in den Anfangsjahren sein Stellvertreter: Hans Bibelriether war Ihnen zu diesem Zeitpunkt allerdings kein Unbekannter mehr, genauso wenig wie Hubert Weinzierl, der jetzige Präsident des Deutschen Naturschutzrings und langjährige Vorsitzende des Bundes Naturschutz in Deutschland und Bayern. Sie haben nämlich alle drei zusammen studiert: Sie galten damals als eine Art "Dreierbande" und ich glaube, Sie haben damals einiges bewegt und durcheinander gebracht.

Sperber: Nun, die Beziehung zu Bibelriether ist schon sehr viel älter: Wir kennen uns seit dem zehnten Lebensjahr, also seit dem Übertritt in die höhere Schule. Wir haben dann zusammen studiert, wir haben sehr viel Freizeit zusammen verbracht und wir haben schon sehr früh gemeinsame Interessen entwickelt: Wir sahen im Wald eben mehr als eine Stätte, in der man mehr oder weniger Holz produzieren kann. Und Hubert Weinzierl kam dann mit hinzu als jemand, der von vornherein den Wald als Ökosystem betrachtet hat und dessen Zuneigung von vornherein den Lebewesen des Waldes galt – ob das die Fledermäuse waren oder die Vögel oder die Insekten. Er ist im Auwald bei Ingolstadt aufgewachsen, also in den artenreichsten Wäldern, die uns verblieben sind. Ich denke, es war wirklich eine glückliche Fügung, dass wir drei zusammen "ackern" konnten.

Lehner: Sie waren dann ja auch quasi Konkurrent von Hans Bibelriether, als es um die Leitung des Nationalparks ging. Wie haben Sie es denn damals verstanden, es so hinzudrehen, dass Sie beide dort wirken konnten?

Sperber: Hans Bibelriether war der Kandidat der Forstverwaltung für diesen Posten des Leiters. Die Naturschutzorganisationen unter der Führung von Hubert Weinzierl – dabei war z. B. aber auch der Landesbund für Vogelschutz – wollten jemand anderen.

Lehner: Sie wollten Georg Sperber.

Sperber: Ja, sie wollten mich. Und es gab noch einen dritten Bewerber, einen Kandidaten der örtlichen Organisationen im Bayerischen Wald: Sie wollten den damaligen Forstamtsleiter in Reichenau auf diesem Posten sehen. Es sollte dann bei der ersten Beiratssitzung zur Abstimmung kommen. Bibelriether und ich hatten uns vorher jedoch getroffen, mehr oder weniger zufällig bei einer bayerischen Forstvereinstagung in Augsburg. Wir haben dort beschlossen, dass eine Konkurrenz gegeneinander um diesen Posten falsch wäre. Das Ganze war ja ohnehin ein Himmelfahrtskommando. Wir vereinbarten also, das gemeinsam zu machen. Wir gingen dann zu Hubert Weinzierl, um ihn in unsere Pläne einzuweißen und ihn mit einzubeziehen. Danach gingen wir zu Hans Eisenmann und dann lief das eben so in unserem Sinne.

Lehner: Es ist ja ganz interessant, dass damals Dr. Hans Eisenmann, der damalige Forst- und Landwirtschaftsminister, teilweise sogar gegen seine eigene Ministerialbürokratie agieren musste, um diesen Nationalpark durchsetzen zu können, denn es gab damals sehr große Konflikte auch in seinem eigenen Ministerium.

Sperber: Ja, die Akzeptanzprobleme, um das einmal vorsichtig zu formulieren, von Seiten der Ministerialforstabeileitung bestanden sehr, sehr lange. In der Konsequenz dessen ist dann ja auch der Nationalpark der Forstverwaltung entzogen und dem Umweltministerium zugeteilt worden. Man hätte das dort vielleicht verhindern können, wenn man sich innerlich mehr darauf eingestellt hätte. Ich habe die Widerstände von forstlicher Seite gegen einen Nationalpark zunächst ja auch verstanden. Aber nachdem dann ein einstimmiger Landtagsbeschluss gefallen war, wäre es auf Seiten der Forstverwaltung sicherlich klüger gewesen, sich früher positiv zu dieser Einrichtung zu stellen. Nun ja, das ist heute Geschichte von gestern.

Lehner: Der Nationalpark bzw. dessen Verwaltung ist ja auch immer wieder angefeindet worden, und zwar nicht nur von den Behörden, sondern auch von der Bevölkerung vor Ort. Da gab es z. B. in den neunziger Jahren diese Bilder von den Bergfichtenwäldern in den Hochlagen, die plötzlich ganz braun aussahen. Dies wurde nicht nur als optisch unattraktiv empfunden, sondern sogar als negativ im Hinblick auf den Tourismus: Man meinte, man würde damit die Touristen abschrecken und der Wald würde kaputt gehen. Es hieß, dieses Prinzip, den Wald sich selbst zu überlassen und ihn nicht mehr zu bewirtschaften, würde also im Endeffekt den Wald ruinieren. Und dann hat natürlich auch der Borkenkäfer eine große Rolle gespielt bei dieser ganzen Diskussion, bei all diesen Anfeindungen. Wie haben Sie es denn gerade in den ersten Jahren geschafft, gegen diese Widerstände weitermachen zu können?

Sperber: Widerstände gab es in der Art in den ersten Jahren nicht. Das lag an einer weiteren Person in unserem "Bund", nämlich am damaligen Grafenauer Landrat Karl Bayer, einem studierten Forstmann, der übrigens aus dem Steigerwald stammte. Er hatte die ländliche Bevölkerung sehr, sehr stark für das ganze Projekt gewinnen können. Die Zustimmung war dort also allgemein. Und wir sind ja auch in den Anfangszeiten wirklich tagaus, tagein von einem Wirtshaussaal zum anderen gezogen und haben versucht, die Leute aufzuklären. Wir waren also bei den Jägern – dort gestaltete sich das am schwierigsten –, bei den örtlichen Gebirgs- und Wandervereinen, also beim Bayerwald-Club usw. Da gab es keine Widerstände. Und der Bayerwald blühte ja auf damals. Ich weiß noch, wie damals von Seiten des Ministers die Erwartungen hinsichtlich der Übernachtungszahlen im Nationalparkbereich waren: Diese Erwartungen wurden bereits nach zwei, drei Jahren um ein Mehrfaches übertroffen. Nein, der Schreck kam dann erst mit diesem Fichtensterben in den Hochlagen. Darauf war die Bevölkerung vielleicht zu wenig vorbereitet. Diese Fichtenwälder sind ja weitgehend natürliche Fichtenwälder. In Deutschland ist das ein absoluter

Ausnahmefall: Sie kommen in begrenztem Umfang nur in den höchsten Kammlagen der höchsten Mittelgebirge und in den Hochlagen der Alpen vor. Dort erneuert sich der Wald nun einmal nicht wie z. B. in Buchenwäldern kleinflächig, truppweise und mosaikartig. Stattdessen ist es dort so: Wenn er einmal überaltert ist und stirbt, dann stirbt er großflächig ab. Wir wissen das von russischen, von sibirischen Wäldern oder auch vom Yellowstone National Park, wo eben auch ein großer Brand alles vernichtet hat und das neue Leben dann aus den Ruinen erblüht. Und das läuft nun auch im Nationalpark Bayerischer Wald ab. Ich denke, es haben in der Zwischenzeit nun doch viele Zeitgenossen begriffen, dass sie jetzt Zeitzeuge eines säkularen Vorgangs sind. Und das, was sich dort unter diesem "Fichtenfriedhof" entwickelt, ist ja wirklich ein Wunder. Ich habe mir voriges Jahr mal die Zeit genommen, zwei Tage lang in dieser Gegend herumzukraxeln: Es ist wirklich ein Faszinosum, was dort an Regeneration geschieht. Das ist ja schon einmal so passiert: 1860 oder 1870 gab es einen großen Orkan, der weite Teile auch der Urwaldbereiche des inneren Bayerischen Waldes und des Böhmerwaldes betraf. Danach dann sah es dort ähnlich aus wie heute. Und was geschah? Der Wald hat sich wieder erneuert.

Lehner: Diese Regenerationskraft bezieht sich ja nicht nur auf die Pflanzen, sondern auch auf die Tiere, auf die Pilze usw. Es wurden dort ja auch Wildtiere ausgewildert bzw. sie sind dort wieder eingewandert – auch über den jetzt benachbarten Nationalpark Sumava auf der tschechischen Seite. Das ist nämlich heute ein riesiger innereuropäischer zusammenwachsender Nationalpark geworden, der ja auch als das grüne Dach Europas bezeichnet wird. Diese Wildtiere wie der Luchs, der ausgewildert worden ist, aber auch Wölfe und Bären...

Sperber: Der Luchs ist zugewandert. Das Auswildern ist bis heute nicht genehmigt. Es gibt in Deutschland eine einzige genehmigte Luchs-Einbürgerung, nämlich im Harz, wo das nun seit einigen Jahren so gemacht wird. Im Bayerischen Wald sind die Luchse zugewandert. Ob da irgendjemand noch mit einem zusätzlichen Luchs "ausgeholfen" hat, weiß man nicht.

Lehner: Es wird vermutet, aber man weiß es nicht.

Sperber: Richtig.

Lehner: Es sind allerdings auch Wölfe ausbüchst bzw. auch schon zugewandert wie in Brandenburg. Auch Bären sollen sich bereits wieder nähern.

Sperber: Ja, da ging kürzlich eine Meldung über Bärenfahrten durch die Presse.

Lehner: Das wird natürlich von den Gegnern auch als Vorwand hergenommen um zu sagen, dies würde die Menschen gefährden und dies würde die Waldtiere, die für die Jäger interessant sind, gefährden; sogar Schafe in den dorten Herden, also Nutztiere, seien gefährdet. Es ist freilich nicht so einfach, diesen Befürchtungen zu begegnen, von denen einige ja durchaus berechtigt sind.

Sperber: Die Bedenken, die da z. B. von Seiten der Schafhalter bestanden, bestehen zurecht. Wir haben schon damals, als die ersten Luchsfahrten im Schnee gesichtet wurden, versucht, mit den Schafhaltern zu reden und zu diskutieren. Ich denke, da sind die Probleme auch wirklich aus der Welt geschafft worden. Nein, die eigentlichen Probleme machen immer wieder die Jäger. Und das ist für mich wirklich völlig unverständlich. Aber ich glaube, das Thema "Jagd" können wir hier noch ein wenig aussparen. Wir schießen jedenfalls in der Bundesrepublik jährlich eine Million und mehr Rehe. Können wir da nicht wenigstens einige dem Luchs überlassen? Und wir schaffen es ja auch gar nicht, die vorhandenen Wald-Wildprobleme durch diese Bejagung zu lösen: Die Wildstrecken steigen immer noch ständig und ich fürchte, auch die Bestände an Rehen werden noch weiter

steigen. Der Luchs wird das sicherlich nicht regulieren: Aber er könnte davon leben, er würde die Verteilung der Rehe etwas steuern. Er könnte nämlich z. B. verhindern, dass sie in diesen Fichtenverhau hineingehen, denn die Rehe mögen es gar nicht, wenn da auch gelegentlich der Luchs durchwandert. Wir können also mit dem Luchs durchaus leben. Und andere Länder zeigen uns ja, dass man nicht nur mit dem Luchs, sondern auch mit dem Bären leben kann – und selbstverständlich auch mit dem Wolf. Bernhard Grzimek, auch einer der ganz großen Pioniere des Nationalparks, dieser große Förderer unserer Idee, hatte damals weltweit einen Wettbewerb ausgeschrieben. Er hat damals demjenigen eine hohe Geldsumme ausgelobt, der ihm einwandfrei einen Fall dokumentiert, bei dem Menschen durch Wölfe ums Leben gekommen sind. Und er hat gleichzeitig eine Dokumentation nur hier für Deutschland gemacht, wie viele Menschen durch Schäferhunde bzw. überhaupt durch Hunde ums Leben kommen. Das Ergebnis war eindeutig: Diese Prämie für eine "Wolfsaffäre" wurde nie ausbezahlt. Bei den Hunden jedoch hat er eine bedenklich lange Liste erarbeiten können.

Lehner: Ein wesentlich kleineres Tier, das dem Holz gefährlich wird, ist der Borkenkäfer. Um den Nationalpark herum gibt es Privatwaldbesitzer, die wegen des Borkenkäfers nicht besonders gut auf die Nationalparkverwaltung zu sprechen sind. Sie befürchten nämlich, dass der Borkenkäfer auch in ihre Wälder herüberfliegt und dort alles kaputt macht, ihnen also ihre wirtschaftliche Grundlage entzieht. Reicht es denn, irgendwelche Schutzzonen einzurichten, Mindestabstände einzuhalten zwischen Nationalpark und Privatwäldern? Oder muss man da nicht massiver herangehen wie z. B. mit Pflanzenschutzmitteln?

Sperber: Das ist ja in den letzten Jahren auf politischer Ebene wirklich sehr, sehr eingehend diskutiert worden. Man hat sich dabei ja auch in der Tat zu Lösungen zusammengerauft. Man bekämpft seitens des Nationalparks auf eine Tiefe von 500 Metern – örtlich auch auf eine Tiefe von 1000 Metern – den Borkenkäfer, und zwar durch Fällen der vom Borkenkäfer befallenen Bäume und durch Entrinden. Diese Borkenkäfergeschichte ist natürlich eine Thema, das sehr viel weiter führt: Die Fichte ist eine nordische Baumart, eine Baumart der Taiga, die bei uns nach der Eiszeit zwar rasch überall vorgekommen ist, dann aber nur überleben konnte, wo sie auf Dauer ihr gemäße Lebensbedingungen vorfinden konnte, also hoch oben in den Berglagen. Von dort aus hat sie dann der Menschen nach unten hin ausgebreitet. Nun gibt es aber unübersehbar eine Klimaerwärmung und die Wälder sind darüber hinaus durch die Schadstoffeinträge nach wie vor schwer belastet. Man weiß nicht genau, was auf die Wälder alles zukommen wird, wie sie sich entwickeln werden, aber im Expertenkreis ist man sich an dem Punkt einig: Die Fichte wird diese Veränderungen nicht überleben. Und der Borkenkäfer wird eines der Instrumente der Natur sein, die Fichte aus der Natur zu nehmen. Wir hatten ja 2003 dieses extreme Trockenjahr, wir hatten in den neunziger Jahren das warm-trockenste Dezennium der Wettergeschichte: Das fördert natürlich den Borkenkäfer.

Lehner: Die Fichte wird also ein Opfer der Evolution, der natürlichen Selektion.

Sperber: So läuft das. Und das, was im Nationalpark Bayerischer Wald ein Problem geworden ist, ist im Harz in ähnlicher Weise der Fall und auch in allen anderen Nationalparks, in denen die Fichte eine Rolle spielt. Aber das gilt auch für die Buchen-Nationalparks wie z. B. in der Nordeifel, wo aufgrund der menschlichen Wirtschaft eben auch mehr Fichten vorhanden sind als Buchen.

Lehner: Das war das Stichwort, von der Fichte zur Buche, vom Nationalpark Bayerischer Wald zum Steigerwald. Das war sozusagen Ihre Nachfolgestation, nicht direkt und nicht unmittelbar, aber das war doch der Ort, an dem Sie am längsten gewirkt haben. Sie waren dort nämlich 26

Jahre lang Forstamtsleiter in Ebrach. Sie hätten eigentlich eine Karriere im Forstministerium machen können: Sie waren Jahrgangsbester in der Referendariatsausbildung. Warum haben Sie auf diese Karriere verzichtet und sind Forstamtsleiter geworden?

Sperber: Weil ich ein "Waldläufer" bin. Ich kann mich noch gut an mein Statement erinnern, nachdem man versucht hat, mich ins Ministerium zu versetzen: Ich habe eigentlich Forst studiert, um Förster zu werden. Das hat schon ziemlich eingeschlagen dort im Ministerium. Aber habe das eben von Anfang an so geplant. Und ich habe zum Glück auch eine Frau – das ist ganz wichtig –, die diese Lebensplanung von Anfang an mitgetragen hat. Meine Frau war 19 Jahre alt, als wir geheiratet haben, und wir beide wollten im Wald und auf dem Land leben und dort Kinder groß ziehen. Und wenn wir eine Station gefunden haben, die unseren Vorstellungen entsprach, dann wollten wir dort auch bleiben. Wir leben heute noch dort, nicht in Ebrach selbst, sondern in einem kleinen Vorort, in einem kleinen Weiler, von Wald umgeben.

Lehner: Sie haben dort ja viel gemacht und bewirkt. Sie haben wieder Pferde eingesetzt zum Holzrücken und Sie haben an die 200 Kilometer Zaun gezogen, um die Jungwälder zu schützen. Dies hat Ihnen den schönen Beinamen "Zaunkönig" eingebracht. Wie sehr konnten Sie denn dort eigenständig wirken, ohne dass Ihnen "die von oben" sozusagen auf die Füße gestiegen sind? Wie groß war Ihr Gestaltungsspielraum?

Sperber: Im Nachhinein muss ich sagen, dass man sicherlich so manche meiner Vorstellungen am Anfang innerlich nicht mitgetragen hat. Aber man hat mich doch immerhin machen lassen: ob das diese Sache mit den Pferden war, ob das die Sache mit den 300 oder 400 Tümpeln war, die wir für die Amphibien im Wald gebaut haben, oder ob das eben diese Strategie war, den nachwachsenden Wald zunächst einmal mit Zäunen zu schützen und später dann durch entsprechend scharfe Bejagung. Man hat mich letztlich doch gewähren lassen und man hat mir auch die dafür nötigen Haushaltsmittel zur Verfügung gestellt. Insofern bin ich auch sehr dankbar dafür, dass ich das alles im Rahmen eines staatlichen Forstamts machen durfte.

Lehner: Sie haben es ja auch geschafft, aus den teilweise vorhandenen Monostrukturen, Monokulturen wieder einen gesunden Mischwald hochzuziehen, in dem vor allem die Buche eine Rolle spielt. Eigentlich ist ja die Buche der "deutsche Baum" und nicht, wie man immer meint, die Eiche.

Sperber: Es gibt ja jetzt ganz aktuell die Ergebnisse einer Bundeswaldinventur, bei der man nach standardisierten Methoden auch die natürlichen Waldgesellschaften, die es bei uns in Deutschland ursprünglich gegeben hat, bundesweit erfasst hat. Etwa 75 Prozent der heutigen Wälder der Bundesrepublik wären eigentlich Buchenwälder. Tatsächlich gibt es aber nur 15 Prozent Buche und in Bayern sogar noch etwas weniger. Der Mensch hat in seiner Forstwirtschaft eigentlich von Anfang an gegen die Buche gearbeitet. Die Buche kam eigentlich erst relativ spät: Der Menschen war bereits da, als die Buche bei der nacheiszeitlichen Rückwanderung hier bei uns eingetroffen ist. Unsere Zivilisation, die keltische, die germanische Zivilisation hatte sich in Eichenmischwäldern entwickelt und die Eiche hat natürlich auch viele Vorteile für den Menschen gebracht: die Eicheln als Viehfutter und im Zweifelsfall auch als Notnahrung für den Menschen; das stabile Eichenholz als Bauelement usw. Die Eiche ist darüber hinaus auch eine lichte Baumart, die unter ihrem Kronendach so viel Vegetation gedeihen lässt, dass dort auch Kühe oder Schafe oder Ziegen weiden können. Die Buche jedoch verdunkelt die Landschaft. Man hat daher von Anfang an versucht, die Buche von den Siedlungsräumen der Menschen fern zu halten. Sie hat sich dann aber dennoch auf der überwiegenden Fläche durchgesetzt. Und später wurde die Buche dann natürlich sehr stark

als Energieträger genutzt, denn Buchenbrennholz ist von hoher Qualität: Es lässt sich gut spalten und brennt vorzüglich. Die Buche hat jedoch eine Art der Waldbehandlung nicht so gut mitgemacht – nicht so gut wie die Eiche und ihre Begleitbaumarten wie z. B. die Hainbuche –, nämlich den Stockhieb: Wenn man die Buche nämlich einmal abschlägt, dann treibt sie aus dem Wurzelstock nicht wieder so freudig aus, wie das z. B. die Eiche kann. Und dieser Stockausschlag-Betrieb war ja früher die gängige Art der Forstbewirtschaftung im Niederwald und im Mittelwald. Diese Stockausschlag-Wirtschaft hat also die Buche weiter zurückgedrängt.

Lehner: Als ehemaliger langjähriger Forstamtsleiter haben Sie natürlich die jüngsten forstpolitischen Diskussionen auch mit verfolgt. 2004 stand ja die Forstreform an: Da gab es sogar ein Volksbegehren, das mit 9,5 Prozent knapp gescheitert ist – zehn Prozent der Wähler hätten nämlich gereicht, um diese Forstreform vorerst ablehnen zu können. Diese Liberalisierung des Waldbaus und auch der Forstverwaltung wird ja mit Sparmaßnahmen begründet. Das hat doch auch etwas für sich, oder?

Sperber: Sicher. Es gibt gute Gründe, die traditionellen Forstverwaltungen weiter zu entwickeln, zu reformieren. Ich war ja selbst auch immer ein Kritiker dieser Verwaltung gewesen. Man hätte hier also schon einiges verändern können. Der jetzt eingeschlagene Weg, dass man nämlich das Personal in der Fläche enorm verdünnt, ist allerdings falsch. Das hat mit der Waldarbeiterschaft angefangen, die man in den letzten zehn Jahren noch einmal um die Hälfte halbiert hat, sodass es jetzt bereits weniger Waldarbeiter als Angestellte und Beamte in den Forstämtern gibt. Aber auch die Beamten unmittelbar draußen am bzw. beim Wald wurden reduziert. Man hätte meiner Meinung nach stattdessen beim Mittelbau und Überbau stärker ansetzen müssen mit der Reduzierung. Das läuft jetzt alles so, aber man zieht ja jetzt an den Ämtern für Land- und Forstwirtschaft eine neue Bürokratie, wo eine neue Hoheitsverwaltung entsteht. Momentan ist das also lediglich ein starker Verschiebebahnhof: weg vom Wald und hin zu diesen neuen bürokratischen Instanzen. Wir hatten ja bereits seit 1995 eine Forstreform: Sie hat Wirkungen gezeigt. Sie hatte positive Wirkungen in dem Sinne, dass das Wirtschaftsergebnis ein günstigeres wurde. Aber sie hatte auch negative Wirkungen: Der Holzeinschlag hat Höhen erreicht wie nie zuvor in Friedenszeiten. Nur in einigen wenigen Kriegs- und Nachkriegsjahren wurde ähnlich viel Holz eingeschlagen. Es wurde natürlich auch in den qualitativ guten und starken Dimensionen das Holz sehr stark genutzt. Und es sind bereits die notwendigen Investitionen unterblieben, z. B. die Investitionen für den Waldbau. Denn wir haben nun einmal aufgrund unserer Geschichte riesige Fichten- und Kiefernforste, also Monokulturen, wenn man so will, die für später umgebaut werden müssen, damit sie zukunftsfähig sind. Hier ist ja auch in den letzten 20 Jahren sehr viel geschehen. Ein Beispiel: Der Nürnberger Reichswald ist auf großer Fläche in einen wunderschönen Mischwald umgebaut worden. Aber diese Aktivitäten sind in den letzten Jahren doch mehr oder weniger ausgelaufen. Ich habe daher jetzt sehr stark die Befürchtung, dass eine rein gewinnorientierte, privatwirtschaftlich ausgerichtete Anstalt des öffentlichen Rechts in der Forstwirtschaft in dieser Richtung weitermachen wird: Es wird Personal abgebaut werden, es wird der Einschlag erhöht werden und die notwendigen Investitionen werden reduziert werden.

Lehner: Das heißt ja in der Konsequenz, dass ein nachhaltiges Wirtschaften gar nicht mehr lukrativ sein könnte. Das wäre doch ein Rückfall in finstere frühere Zeiten.

Sperber: Die Forstwirtschaft ist natürlich in existenziellen Nöten: Die Holzpreise befinden sich auf einem gespenstisch tiefen Niveau. Der Holzpreis ist nun einmal das Entscheidende auf der Einnahmenseite der Forstwirtschaft und dies gilt für alle Arten von Waldeigentum – ob bei staatlichen, kommunalen

oder privaten Wäldern. Dieser negativen Preisentwicklung hat man natürlich versucht durch ständig höhere Einschläge entgegen zu wirken. Das ist ein Verhalten, das man ansonsten auf dem Markt sicherlich nicht als betriebswirtschaftlich angemessen bezeichnen würde: bei sinkenden Preisen noch das Angebot zu erhöhen! Es ist ganz einfach zu befürchten, dass in absehbarer Zeit – wenn sich mit dem Holzpreis nichts ändert und die Wahrscheinlichkeit ist sehr gering – ohne Verstoß gegen die Nachhaltigkeit echte Überschüsse kaum mehr zu erzielen sein werden. Es gibt eine interessante Parallelentwicklung in den Vereinigten Staaten. Dort hat Bill Clinton aus dieser Einsicht heraus kurz vor Beendigung seiner Präsidentschaft eine der größten Naturschutzkampagnen aller Zeiten gemacht. Er hat in den öffentlichen Wäldern, also in den State Forests, alle Flächen, die 2000 Hektar und größer sind und nicht durchschnitten sind von öffentlichen Verkehrseinrichtungen, dem Naturschutz übertragen. Denn er sagte: "Auf einem liberalisierten und globalisierten Weltmarkt werden sich die Wettbewerbsbedingungen derart verschärfen, dass die Forstwirtschaft immer mehr in Bedrängnis geraten wird und daher auch die Wohlfahrtswirkungen des Waldes vernachlässigt werden. Aus diesem Grund wollen wir wenigstens in den Wäldern, die der Gesellschaft gehören, also im Staatswald, Schwerpunkte in Richtung auf die Wohlfahrtswirkungen setzen." Er hat damals auch die Forstleute an der Spitze seiner staatlichen Forstverwaltung entlassen und sie mit Biologen besetzt. Das ist bei uns völlig untergegangen, denn das wurde alles von seiner Affäre mit dieser Praktikantin überlagert. Dennoch, das war ein hoch interessanter Vorgang, den Clinton als seine letzte große politische Anstrengung über die Bühne gebracht hat.

Lehner: Man darf eben nicht vergessen, dass der Wald als solcher eine große Bedeutung für das Allgemeinwohl hat. Er ist grüne Lunge, er ist Wasserspeicher, er ist Erholungsraum und er schützt z. B. in den Bergen die Menschen unten im Tal vor Lawinen und Murenabgängen. Kommen wir zum Thema "Jagd"...

Sperber: Wenn ich hier kurz noch etwas einhaken darf. Es ist natürlich ein Problem, dass diese Wohlfahrtswirkungen, diese über den unmittelbaren wirtschaftlichen Nutzen hinausgehenden Wirkungen des Waldes monetär so schlecht zu bewerten sind. Es ist sicherlich auch ein Versäumnis von uns Forstleuten, von Waldbesitzern, der Forstwirtschaft und -wissenschaft allgemein, dass man sich darum nicht genügend bemüht hat. Ein kleines Beispiel dafür: Die Stadt München hat einen wunderschönen Wald um den Taubenberg herum, der in aller erster Linie dem Wasserschutz, dem Trinkwasserschutz dient. München hat ja ein Trinkwasser von allerhöchster Qualität. Dieser Wald ist aber auch ein Wirtschaftswald. Das waren Ackerflächen und Wiesenflächen, die die Stadt München vor 100 Jahren mit Fichten hat aufforsten lassen. In den letzten 50 Jahren hat man diesen Wald dann in einen wunderschönen Mischwald umgebaut. Nebenan gibt es immer noch agrarisch genutzte Flächen, Wiesen und Äcker, die ebenfalls im Wassereinzugsgebiet liegen. Dort wurde früher den Bauern – ich weiß nicht, wie das momentan aussieht – 500 Mark pro Hektar bezahlt, wenn sie auf Gülleausbringung, auf mineralische Stickstoffdüngung usw. verzichten. Diese 500 Mark oder 250 Euro kann sich nebenan der Wald eigentlich gutschreiben: Nur werden sie ihm halt nirgends aufgerechnet. Oder denken Sie an diese riesige Hochwasserkatastrophe an der Elbe vor zwei, drei Jahren, wo ja Schäden in der Größenordnung von fast zehn Milliarden Euro entstanden. Die Hochwasser entstehen aber doch draußen im Wald, in diesem Fall im Erzgebirge. Wäre der Zustand der Erzgebirgswälder ein anderer und hätte man nur zehn Prozent der Schäden verhindern können, dann hätte man dort sehr viel für den Umbau unserer Wälder investieren können, um sie zukunftsfähig zu machen. Aber diese volkswirtschaftliche Rechnung, diese Gesamtrechnung wird leider viel zu wenig aufgemacht.

Lehner: Sie sind neben vielen anderen Dingen, die Sie in Ihrem Leben gemacht haben, auch Gründungsmitglied des Ökologischen Jagdverbands. Das Thema "Wald vor Wild" oder "Wild vor Wald" erhitzt ja seit vielen Jahren auf beiden Seiten die Gemüter, auf Seiten der Jäger, auf Seiten der Förster. Warum war denn die Gründung eines eigenen Jagdverbandes notwendig? Hätte man den etablierten Jagdverband, also den Landesjagdverband, nicht auch von innen reformieren können?

Sperber: Das ist eigentlich das Nächstliegende und das war ja auch einer der Gründe, warum ich als junger Mann zum Bayerischen Jagdschutz- und Jägerverband gegangen bin und dort Hubertusreden und Vorträge gehalten habe wie z. B. über den Greifvogelschutz. Ein kleiner Treppenwitz meiner Geschichte: Es war der Landesjagdverband, der mich damals mit hinein haben wollte in die Leitung des Nationalparks Bayerischer Wald, damit dort die Belange der bayerischen Jäger besser vertreten werden. Bibelriether war zu diesem Zeitpunkt übrigens Literaturpreisträger des Deutschen Jagdschutz- und Jägerverbandes. Denn er hatte damals zusammen mit dem Kollegen Stahl ein Buch über die Jagd in Deutschland geschrieben. Wir kommen also beide auch selbst sehr stark von der Jagd. Wir haben uns dort in diesem Verband auch bemüht, zeitgemäße Gedanken einzubringen. Aber es trat schließlich Resignation ein, nicht nur bei mir und Bibelriether, sondern auch bei Professor Plochmann, der ja der Gründungspräsident des Ökologischen Jagdverbands war. Am Ende war klar, wir gründen jetzt eine eigene Organisation und versuchen dort unser Gedankengut darzulegen. Wir wollen der "Einheitsgewerkschaft" der Jäger gar nicht unglaublich viele Mitglieder abwerben. Stattdessen wollen wir nur mal aufzeigen, dass es auch eine Alternative gibt, wie man die Jagd den gesellschaftlichen Interessen vielleicht besser angepasst ins nächste Jahrtausend bringen kann. Ich denke, diese Geschichte läuft auch ganz gut. Dieser ÖJV lebt munter und stellt die Unruhe dar im unserer Meinung nach zu ruhig gehenden Räderwerk der deutschen Jagd.

Lehner: Vielleicht können Sie kurz beschreiben, wo denn die grundsätzlichen Unterschiede liegen, denn für den Außenstehenden, der kein Jagdexperte ist, ist ein grundlegender Unterschied zunächst gar nicht so leicht festzustellen. Denn Tiere töten tun ja beide.

Sperber: Ja, das stimmt. Aber wenn wir schon vom Töten der Tiere sprechen: Die Jagd hat eine Hausaufgabe. Es gibt ganz bestimmte Tierarten, für die die Lebensbedingungen in unserer stark veränderten Kulturlandschaft so günstig sind, dass sie sich zum Schaden ihrer Lebensgrundlage, nämlich der Vegetation auswirken. Das sind die großen Pflanzenfresser: Das ist das Reh, der Hirsch, in Ostdeutschland vor allem auch das Damwild, das sind die Wildschweine usw. Hier hat der Jäger also eine Hausaufgabe. Es werden dort bei all diesen Schalenwildarten seit Jahren Rekordstrecken getätigt! Und diese Strecken steigen von Jahr zu Jahr, ohne dass dadurch die Probleme irgendwie gelöst werden würden. Das heißt, die Jäger schießen offenbar immer noch innerhalb der natürlichen Sterblichkeit dieser Arten umher. Das greift also nicht so richtig. Es ist einfach nur ein Freizeit- und Jagdvergnügen, dort viele Tiere zu schießen. Andererseits bejagt die Jagd immer noch Arten, die unserer Auffassung nach einer Bejagung gar nicht bedürfen oder sie sogar nicht vertragen. Das sind Arten, die auf der roten Liste stehen, sei das nun das Rebhuhn oder der Feldhase oder der Iltis oder das Hermelin. Es wird also auf der einen Seite dort, wo die Jäger gefordert wären, zu wenig geschossen und zu viel gefüttert und zu viel gehegt, während sie auf der anderen Seite gerade bei den "Räubern" immer noch viel zu sehr aktiv sind. Das gilt z. B. auch für die Greifvögel: Es gibt immer noch einen legalen Greifvogelfang. Es gibt auch immer noch sehr starke illegale Eingriffe in die Greifvogelbestände. Wer sich in der Ornithologie und hier speziell bei den Greifvögeln etwas auskennt, der weiß, dass dort der jagende Mensch immer noch ein Störfaktor ist. Und dann

kommt noch etwas hinzu: Die Jagd, der Jäger als Störfaktor. Die Wildtiere fürchten im Menschen den jagenden Menschen. Es sind aber nur 0,3 Prozent der Menschheit, die jagen. Aber deren Verhalten prägt die Fluchtstrategien der Wildtiere. Wir vom ökologischen Jagdverband bemühen uns deshalb, die Jagdmethoden effektiver zu gestalten und die Jagdzeiten möglichst kurz zu fassen, damit der Jäger als Störfaktor draußen in der Landschaft weniger in Erscheinung tritt, damit die Wildtiere vertraut werden und so auch der Bürger die Möglichkeit hat, vertraute Wildtiere zu erleben.

Lehner: Die Jagd wird sicherlich auch noch in den nächsten Jahren ein Streitthema sein.

Sperber: Mit Sicherheit. Genau dies hat ja auch schon der Aldo Leopold als "the german Problem" charakterisiert. Einerseits Holzproduktion in Fichten- und Kiefernforsten und andererseits die Zucht von einigen wenigen Jagdtiere in immer höheren Beständen: Diese Schizophrenie bezeichnet er als das "deutsche Problem". In der Zwischenzeit ist dies allerdings nicht nur ein deutsches Problem. Auch in Nordamerika ist das mittlerweile mit Weißwedelhirschen usw. ähnlich. Auch in anderen europäischen Ländern ist das so. Aber bei uns hat sich dieses Problem halt besonders früh entwickelt und hat besondere Blüten getrieben.

Lehner: Seit Ihrer Pensionierung sind Sie natürlich weiter sehr aktiv und dies nicht nur als Buchautor. Das ist wohl mehr ein Unruhestand und kein Ruhestand, in dem Sie sich bewegen. Sie sind ja auch international als Berater tätig. Können Sie uns darüber noch kurz etwas erzählen?

Sperber: Meine nächste Publikation, die soeben erscheint, ist ein Beitrag in einem großen Tagungsband über einen iranisch-deutschen Versuch, die größten Laub-Urwälder, die es auf der nördlichen Halbkugel noch gibt, zu retten – bzw. mit ihnen vernünftig umzugehen. Was auch ich nicht wusste, bis ich es vor Ort erlebt hatte, ist Folgendes: Die größten intakten Buchen- und Eichen-Urwälder gibt es ausgerechnet in dem Wüsten- und Gebirgsland Iran, und zwar am Nordabfall des Elbrus-Gebirges zum Kaspischen Meer. Auf diesem Gebiet gibt es in der Zwischenzeit lebhaftesten Austausch zwischen Deutschland und Iran. Es war ein persischer Kollege hier, um in Weihenstephan an der TU München zwei Semester Waldbau zu unterrichten und wir waren verschiedentlich im Iran. Es war eine ganze Reihe von iranischen Delegationen mittlerweile hier in Deutschland, dies auch zur Aus- und Fortbildung: Es sollen dort drei Biosphären-Reservate entstehen und die Schulung des Personals dafür erfolgt hier in der Bundesrepublik.

Lehner: Vielen Dank, dass Sie bei uns waren, Herr Dr. Georg Sperber. Wir hoffen, dass Sie uns noch in vielen Büchern Ihr Wissen weitergeben. Verehrte Zuschauer, das war das alpha-forum, heute mit dem "Förster vom Steigerwald" und Forstwissenschaftler Dr. Georg Sperber. Auf Wiedersehen.